Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **15 (1933)**

Heft 33

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweiz. Nationalbibliothek
Bern

Winterthur, 18. August 1933 | Erscheint jeden Freitag | 15. Jahrgang Nr. 33

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Man kann nicht sagen, daß in der schweizerischen Politik in diesen Sommerwochen eine richtige Ferienpause eingetreten sei. Immer war etwas los. Leider offenbarten sich dabei unerquickliche Züge, die im schroffen Gegensatz zu der versöhnlichen Gesinnung stehen, die in den 1. August-Reden zutage trat. Die Diskussion über die Resolution der Bernischen Bauernpartei vom 15. Juli mit ihren Anklagen und Drohungen gegen den Bundesrat will nicht zur Ruhe kommen. Ein Erlaß des Bundesrates, aus dem deutlich hervorgeht, daß sich die Bundesbehörden schon vor der Protesterklärung mit den von den Bauern aufgeworfenen Fragen eingehend und gewissenhaft beschäftigten, vermochte nicht der Brandung Einhalt zu tun. Eigentümlich berührt es, daß die bernischen Bauernführer sich über die Berner Regierung hinweg an den Bundesrat wandten und den üblichen Instanzengang verschmäht haben. Sie verzichteten auf den Rat von Magistraten, die sich um die Landwirtschaft Jahrzehnte hindurch hochverdient gemacht haben. Es frägt sich, ob es klug ist, in dieser Weise bewährte und besonnene Freunde zu umgehen.

Unerquicklich ist auch der Disput, der sich entsponnen hat, weil vorgängig einer Vorlage des zuständigen Eidg. Volkswirtschaftsdepartements und des Gesamtbundesrates über eine weitere Hilfe an verschuldete Bauern Entwürfe anderer Departemente über diese Materie bekanntgegeben wurden, so daß nun der Eindruck besteht, es fehle in der Angelegenheit die erforderliche Einigkeit im Bundesrate. Entwürfe von Bundespräsident Schultheß und von Bundesrat Musy werden jetzt gegeneinander ausgespielt. Ein Entwurf von Bundesrat Minger wurde in aller Form dem Gesamtbundesrat vorgelegt. Der September-Session der Bundesversammlung wird es nicht an Herbststürmen fehlen.

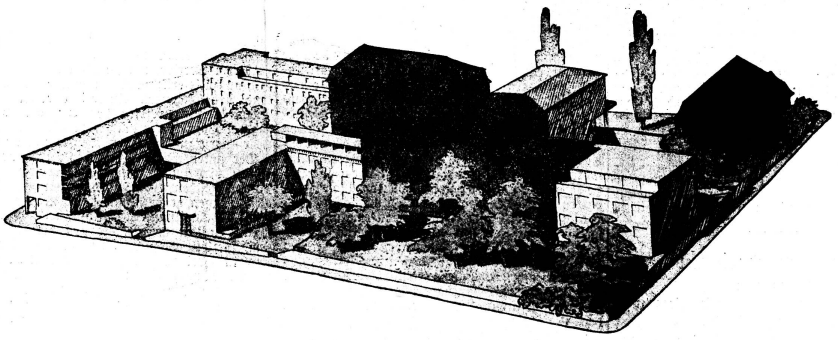
Es darf nicht verwundern, daß der deutsche national-sozialistische Fanatismus zu Ueberraschungen an unserer nördlichen Landesgrenze führt, der Faszismus hat sich ja schon längst an der italienisch-schweizerischen Grenze in dieser Art ausgewirkt. Alle die Vorkommnisse zeigen, daß das Inkrafttreten des Bundesgesetzes zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung eine dringende Notwendigkeit ist. Der Bundesrat hat keinen der jüngsten Grenzzwischenfälle ungesühnt hingehen lassen, sondern stets die erforderlichen Schritte bei der deutschen Regierung getan und im einzelnen Fall auch Satisfaktionen erhalten. Wenn exaltierte Geister in Deutschland sich so weit verirren, daß sie 2½ Millionen deutschsprechende Schweizer als „heimatlose Teutsche" bezeichnen, dann sofort Gegenmaßnahmen über die Machtsphäre des Bundesrates hinaus. Vom literarischen Standpunkt aus hat es immer Leute gegeben, welche die Schweiz als deutsche Provinz betrachteten. Wir erinnern uns an die Zeit, da ein Berner Professor der Germanistik, ein urechter Schweizer, bei einer Festrede in Deutschland von der Schweiz als einer „literarischen deutschen Provinz" sprach. Das ist ihm übel bekommen. Die damalige Berner Studentengeneration bereitete ihm bei seiner Rückkehr einen schlimmen Empfang; die Entgleisung wurde ihm nie vergessen. So werden wir Deutschschweizer auch jetzt wachen müssen, wenn derartige Auswüchse auftauchen. Man hätte in dieser Zeit kein besseres Symbol als 1. August-Abzeichen wählen können, als das wachsame Murmeltier. Wachsam sein, das gilt heute für uns alle.

Nachdem eine erste Konferenz zwischen den Vertretern des Bundespersonals und einer Delegation des Bundesrates hinsichtlich des Besoldungsabbaus zu keinem endgültigen Ergebnis geführt hat, wird nun am nächsten Dienstag eine zweite Konferenz stattfinden. Wie man aus Personalkreisen vernimmt, wird sich das Personal grundsätzlich für eine Lösung erklären, die darauf beruht, daß auf allen Bezügen ein Abbau nach dem gleichen Prozentsatz vorgenommen, zugleich aber ein allgemeiner abzugsfreier Betrag festgelegt werden soll. Je nach dem Prozentsatz und der Höhe des abzugsfreien Betrages wird die Einsparung höher oder weniger hoch sein. Während der Bundesrat eine Einsparung von mindestens 18 Millionen als notwendig erachtet, wollen die Personalvertreter zu einer Einsparung von 12—14 Millionen Hand bieten. Man wird wohl zu einer Kompromißlösung von 15—16 Millionen gelangen.

Ausland.

Jeder Tag bringt neue Einzelheiten, die beweisen, daß in Deutschland immer durchgreifender „nazisiert" wird. Es gibt kein Gebiet des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, das nicht unter das System fällt. Daß die Geister dieser Bewegung an der deutsch-österreichischen Landesgrenze schwer im Banne zu halten sind und nicht dem ersten Zurückpfeiffen Hitlers gehorchen, darf nicht überraschen. Deutschland hat jede Einmischung von Frankreich und England in seinen Konflikt mit Oesterreich abgelehnt. Dagegen gab es auf freundschaftliche Vorstellungen Mussolinis die Zusicherung, daß die deutsche nationalsozialistische Propaganda in Oesterreich gestoppt werde. Nun sieht sich der Duce veranlaßt, bereits zum zweiten Mal warnend den Finger zu erheben, denn die deutschen Uebergriffe von Bayern aus auf Oesterreich haben nicht aufgehört. Offiziell werden sensationelle Enthüllungen der Wiener „Reichspost" über eine geheime Zusammenarbeit von offiziellen deutschen und österreichischen nationalsozialistischen Aemtern dementiert. Allein es ist damit keineswegs volle Klarheit geschaffen. Politisch gut orientierte Kreise verfechten die Meinung, die geistigen Beziehungen zwischen dem deutschen und dem österreichischen Nationalsozialismus seien so stark, daß auch die schärfsten Unterdrückungsmaßnahmen der österreichischen Regierung auf die Dauer nicht zum Ziel führen werden. Selbst der Möglichkeit der Austragung des österreichisch-deutschen Konfliktes vor dem Völkerbund wird in diesen Kreisen nur formelle Bedeutung zugewiesen. Die Schweiz muß wünschen, daß solche pessimistische Prophezeihung sich nicht erfülle, denn mit einem nationalsozialistischen, anschlußreifen Oesterreich wüchse für unser Land die deutsche Gefahr bedrohlich an. J. M.

Ein Haus muß sich vergrößern.
Ein Schulhaus ist zu klein geworden.
Ein Krankenhaus kann in arger Beengtheit seine Aufgaben fast nicht mehr bewältigen.



Neubauten der Schweiz. Pflegerinnenschule mit Frauenspital Zürich

Die projektierten neuen Gebäudeteile sind hellgetönt.

Im Jahre 1901 wurde die Anstalt eröffnet mit 60 Patientenbetten.

Im Jahre 1932 war das Haus ständig mit 87—98 Patienten belegt.

Die Patientenstatistik erzählt folgendes:

Die Zahl der Verpflegungstage hat sich etwas mehr als verdierfacht, die Patientenzahl aber mehr als versiebenfacht.

	Patienten	Verpflegtage
1901	422	11,879
1914	1659	32,444
1924	1894	53,348
1932	2937	43,929

1931 verzeichnet 1121 Geburten.

Ebenso fühlbar ist der Platzmangel für die Unterbringung der Schwestern, deren natürlich eine größere Zahl nötig wurde für die vermehrte Patientenzahl und dem durch Mieten von Wohnungen in der Nachbarschaft begegnet werden mußte; keine ideale Lösung, weshalb die Erweiterung des Schwesternhauses auch eine dringende Notwendigkeit ist.

Die Vermehrung der Patientenbetten für Erwachsene von 97 auf 141, plus 56 Säuglingsbetten, und der Kinderbetten von 18 auf 36 ermöglicht die vermehrte Ausbildung von Schwestern in einem Verhältnis, daß statt 20—25 Krankenschwestern jährlich deren 40 diplomiert werden können.

Die Zahl der Wochen-Säuglingsschwestern soll nicht vermehrt werden und die Zuteilung der vermehrten Bettenzahl mit besonderer Berücksichtigung der Notwendigkeit der Schwesternausbildung erfolgen:

Geburtshilfliche Abteilung	47	(jetzt 46)
Gynäkologisch-chirurgische Abtlg.	54	(„ 37)
Interne	28	(„ 7)
Septische	12	(„ 7)
Kinder	36	(„ 18)

Das Schicksal und die Zukunft der Schweizer. Pflegerinnenschule hängt von der Bewilligung der Beiträge durch Kanton und Stadt Zürich in der Höhe von 1½ Millionen Franken ab. Außerdem müssen eine Hypothek und eine Obligationenanleihe die nötigen Mittel beschaffen. Aber darüber hinaus gilt es noch Mittel zu suchen für die Einrichtung, Bauzinse, und den zukünftigen vergrößerten Betrieb.

Wer diesem großen und segensreichen Frauenwerk helfen kann und will, gedenke des Postcheckkontos VIII 1302 mit dem Vermerk „Baufonds".

Maria Montessori, die Begründerin der Montessori-Methode.

Zum 25jährigen Jubiläum der Montessori-Bewegung in der Schweiz gibt Elsa Neustadt, Genf, in der Schweiz. Lehrerinnenzeitung folgenden anschaulichen Bericht:

Wenn jemand eine Weltbewegung starten will, und sich nach einem geeigneten Boden umsieht, wo reformatorische Bestrebungen Wohlwollen und volles Verständnis finden, wo geht er dann hin? In die Schweiz. Auch Maria Montessori fand in der Schweiz den Ausgangspunkt ihrer Weltbewegung. Außerhalb Italiens verbreitete sich die Montessori-Methode zuerst im Tessin, wo bereits 1908 die ersten Versuche in den Kindergärten gemacht wurden, und wo die Methode bis heute mit gutem Erfolg eingeführt geblieben ist.

Viele Menschen wissen, was die Montessori-Methode ist, doch wer Maria Montessori ist, wissen nur die wenigsten. Sie erscheint vielen schon als legendäre Persönlichkeit, in Wirklichkeit ist sie jedoch noch intensiv mit dem Aufbau ihrer Methode beschäftigt, die sie bis zur Abiturumsreife weiterführt.

Wer ist Maria Montessori? Maria Montessori war die erste Medizinstudentin Italiens und bekam als erste Frau in Italien die medizinische Doktorwürde. Die Beschäftigung der jungen Medizinerin mit geistig abnormen und schwachsinnigen Kindern brachte ihr Erkenntnisse, die sich aus der Vertiefung medizinischen und pädagogischen Studiums zugleich ergaben. Sie vertauschte ihre Tätigkeit an römischen Krankenhäusern mit der leitenden Stelle am Institut für schwachsinnige Kinder in Rom und suchte und fand die Methoden, diesen geistig Enterbten Wissen und Erziehung zu vermitteln, den Intellekt zu stärken und zu erweitern. Durch ihre Arbeit führte Maria Montessori die Anormalen zum selben Wissensgrad, den die normalen Kinder erreichen. Hiernach sagte sie sich logischerweise: Wenn die Anormalen die gleichen Ziele wie die Normalen erreichen,

Das Bluturteil.

Von Maria Waser.

(Fortsetzung.) 4

Als an jenem 17. Juli der Altlandvogt zu früher Stunde sein Haus verließ — trüben Sinnes, denn die Last dieses Tages lag seinem braven Herzen schwer auf —, traf er unten in der menschenerfüllten Arkade zu seinem peinlichen Staunen mit Frau Suzanne zusammen. Sie bog eben aus dem engen Quergäßchen ein, das zu den Stallungen hinüberführte, und ihre Hand, die das dunkelgrüne Reitkleid schürzte, hielt noch die Peitsche. Das Gesicht war zart gefärbt vom frühen Ritt, und die Haare unter dem dunkelgrünen Dreimaster waren fast rot.

Um den Gassern nicht zum Gegenstand zu werden, verbarg der Altlandvogt seine Ueberraschung. Mit ernstem Gruß bot er seiner Gemahlin den Arm und führte sie rasch durch die stumm auseinanderstrebende Menge nach dem Hause zurück. Aber oben im Eßzimmer — Frau Suzanne war ihm treppauf leichtfüßig vorausgeeilt — machte er seiner Verwunderung in schier heftigen Worten Luft: „Ums Himmels willen, Suzanne, was fällt dir ein, just an dem schreckhaften Tage! Ist es denn wirklich dein Wille, diesem traurigsamen Schauspiele beizuwohnen? Fast alle unsere Damen haben über diese Tage Bern verlassen, und du kommst expreß, um zu sehen, was jedes zartfühlende Frauenherz fliehen muß!"

Frau Suzanne hatte während seiner Rede gelassen Hut und Peitsche weggelegt. Nun trat sie vor ihn hin und betrachtete ruhig das über der gänzlich unerhörten Tatsache eines Vorwurfs gegen seine Frau fast erblaßte Gesicht. Der Altlandvogt trug heute seine Oberstenuniform: er sah strammer und jünger aus als sonst.

„Warum soll das zartfühlende Frauenherz, das keinem lustigen Spektakel aus dem Wege geht, dann fliehen, wann des Lebens dunkle Wege offenbar werden?" Sie bog den Kopf zur Seite und blickte ihn von unten herauf mit stillen, ein wenig traurigen Kinderaugen an, die ihn alljobald entwaffneten.

Er streichelte gerührt die feinen Wangen: „Kind, es ist halt eben doch ein Spektakel, da man daran nur mit Augen teilnehmen kann, aber ein grausenvolles, wovor ich just deine jungen Augen bewahren möchte."

„Der weise Samuel Henzi hat immer behauptet, daß er den Tod für die geringste Sache halte. Ich habe hundertmal die verguälten Berner zu Fest und Freude antreten sehen; ich möchte wissen, wie das ist, wenn ein Weiser dem Tod entgegenschreitet."

Sie sah fast andächtig aus, und der Landvogt nickte: „Ja, ja, das hast du etwa, so sonderbarliche und tapfere Gedanken, die das Frauenzimmer sonst nicht kennt; aber die andern werden's nicht so aufsassen. Sieh, es gibt gar mancherlei Antrieb zur Teilnahme an dem traurigen Schauspiel, wovon dein reines Herzlein nicht gar eine Ahnung hat. Ach, und wann ich denken müßt, daß einer dich unter die Schaulustigen rechnen würde oder gar den Triumphierenden zuzählen!" Und er suchte ihr klarzumachen, wie schimpflich und der gebildeten neuen Zeit unwürdig im Grunde solch öffentliche Schaustellung des Unglücks und der Schande sei, und suchte ihr Herz zu rühren durch den Hinweis auf die übermenschlichen Martern, denen die Angehörigen der armen Delinquenten zu dieser Stunde ausgesetzt wären, und erzählte, wie der unglücklichen Frau Henzi sogar die Bitte um das Recht, ihren Gatten auf eigenem Erdreich bestatten zu dürfen, abgeschlagen worden sei. Am Rabenstein sollen die Aermsten verscharrt werden wie Hunde. Aber während ihm selbst bei solcher Vorstellung die Augen naß wurden, ging keinerlei Trübung durch Frau Suzannes rätselhaften Blick, und gar des Gatten Versuch, ihre Aengstlichkeit zu erregen durch Erwähnung der Gefahr, der sich heut die Mitglieder der patrizischen Familien durch die kleinste Herausforderung aussetzten, da ein tiefer Groll in der breiten Bürgerschaft um sich greife und gar viele wären, die den heutigen Tag als ein Schandblatt bernischer Geschichte betrachteten, war erfolglos. Wann hätte Frau Suzanne je Furcht gekannt! So blieb ihm schließlich nichts mehr als die Bitte, es auf alle Fälle zu vermeiden, daß sie gesehen würde. Und er ging selbst ans Fenster und schloß die hohen Jalusien, die Frau Suzanne beim Betreten des Zimmers hastig aufgerissen hatte, und stellte die unteren Brettlein schräg, so daß man wohl hinausspähen, aber weder von der Straße aus noch von gegenüber gesehen werden konnte; die oberen aber stieß er auf mit seinem Degen, so daß sie ein angenehmes Licht einließen und Frau Suzanne nicht im Dunkeln zu sitzen brauchte. Und er nahm ihr das Versprechen ab, nichts mehr zu ändern an den Läden; denn das sei nun einmal so, daß seiner Eheliebsten goldenes Köpflein nirgends auftauchen könne, ohne daß aller Augen es sähen — begreiflich! Und Frau Suzanne lächelte und dankte seiner Fürsorge und begleitete ihn gar ins Treppenhaus. Hier erst fiel ihm ein, daß er ja noch nicht wußte, wie seine Frau in die Stadt gelangt sei, und da er vernahm, wie sie ganz allein hergeritten war an diesem gefahrvollen Tage, da überfiel ihn die andere große Sorge, und Frau Suzanne mußte ihm geloben, da er selbst sie nicht zurückgeleiten konnte, seinen Roßknecht, den Christen, mitzunehmen zum Heimritt. Sie versprach ihm auch dieses und lächelte ihm zu und beugte sich über das Treppengeländer ihm nach, daß die schweren Locken vorhingen und der Altlandvogt, zurückschauend, das schöne Gesicht seiner Frau in einer breiten goldenen Gloriole erblickte. Er seufzte: „Suzette, Engelshexlein, es ist schwer von dir getrennt zu sein; aber ich komme zu dir sobald ich kann. Hoffentlich am Sonntag!" Und während er in die Nacht des tiefen Korridors eintauchte, läutete ihm von oben in Frau Suzannes süßer Stimme das Echo seiner eigenen Worte nach: „Am Sonntag!"

Und abermals war ihm das Herz groß von Zärtlichkeit, wie er das Haus verließ, und obschon die Pflicht ihn zur Eile trieb, rannte er dennoch nach den Stallungen hinüber, um dem Christen die Frau noch selbst der Obhut zu empfehlen, und dann erst durch die wenig belebten hinteren Gassen dem Rathaus zu, und er hatte dieses noch nicht in Sicht, als die Türme der Stadt die siebente Stunde schlugen.

Frau Suzanne hielt ihr Versprechen. Sie ließ die Jalusien des Eßzimmers unberührt. Sie betrat nicht einmal den Raum, sondern ging direkt in ihr Boudoir, zog die Persianen hoch und öffnete Fenster und Läden. Dann legte sie eines der lilaseidenen Brokatkissen in das breite Fenstergesimse und setzte sich ruhig, das Gesicht stadtabwärts, dem Käfigturm zugewandt, hinter das kunstvoll geschmiedete Eisengitter, das diesen bequemen Sitz nach der Straße zu als Lehne diente. Und hundert Augen hängten

können die Unterrichtsmethoden für die normalen Kinder keineswegs die rechten sein und sie stellte völlig neue Erziehungsmethoden auf. 1900 begann die Wiederfahrene nochmals eine Reihe von Jahren zu studieren. Sie wandte sich der Experimentalpsychologie zu und bereicherte ihr Wissen durch praktische Untersuchungen an römischen Volksschulen.

Für die Kinder der Aermsten, die bis dahin der Verwahrlosung ausgeliefert waren, eröffnete sie 1907 in Rom ihr erstes Kinderheim für Volksschulpflichtige, die „Casa dei Bambini". Ihr Erziehungssystem lenkte den Blick der Pädagogen aus aller Welt auf die neue Methode. Ein Siegeslauf begann. Dem ersten Kinderhaus folgten weitere, zunächst in Italien dann in vielen andern Ländern. Lehrer, Kindergärtnerinnen, Mütter, Psychologen aus Europa wie jenseits des Ozeans pilgerten nach Rom zu Maria Montessori.

Wie ist Maria Montessori als Mensch? Maria Montessori ist ein denkbar schlichter Mensch, und nichts ist ihr so lästig wie Repräsentieren. Während ihrer Ferien hält sie sich am liebsten in ganz kleinen Gebirgsnestern oder Dörfern am Meer auf, wo sie Tiere und Pflanzen mit ungeheurem Interesse beobachtet. Sie liebt es sehr, mit einigen Getreuen zusammen kleine Spaziergänge im Walde und Picknicks zu machen, und Waldfeuer sind ihre ganze Wonne. Ihren über die ganze Welt verstreuten Mitarbeitern gegenüber ist Maria Montessori niemals Vorgesetzte, sondern immer Kameradin. Immer wieder, sei es in einer Schlucht im Hochgebirge oder am Meeresstrande, denkt sie an den Weiterbau ihrer Methode und äußert zuweilen, wie gut die Kinder inmitten dieser Naturwunder der Geologie, Geographie und Naturwissenschaften lernen könnten. Viele Menschen, die Maria Montessori nur flüchtig kennen, wünschen sich brennend, mit dieser charmanten Frau in nähern Kontakt zu kommen. Sie ist im engeren Kreise witzig und voller Humor, voller Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft und hat für alle Mitgefühl und Verständnis. Einzigartig ist ihr Erzählertalent. Trotz ihres vorgerückten Alters — sie ist jetzt 63 Jahre alt — hat Maria Montessoris Arbeitskraft keineswegs nachgelassen. Ihre Vorträge innerhalb der jährlichen internationalen Kurse sind geradezu formvollendet im Aufbau und in der Rede, ein ästhetischer wie geistiger Genuß zugleich und lassen bei allen Hörern einen unauslöschlichen Eindruck zurück.

Krankenpflegerinnen

tagten zum

Kongreß des Weltbundes der Krankenpflegerinnen in Paris und Brüssel.

Eine gut vorbereitete Organisation, — das Zentralsekretariat des Weltbundes, befindet sich in Genf, — erwartete die 2000 Krankenpflegerinnen aus allen Weltteilen. 42 Länder waren an der Tagung vom 10. bis 15. Juli vertreten, 200,000 Mitglieder verschiedenster Rassen, Sprachen und Konfessionen gehören dem Verbande an. Aus der Schweiz nahmen gegen 50 Krankenschwestern an der Tagung teil. Man traf Schwestern von La Source-Lausanne, von Ingenbohl, vom Schweizer. Krankenpflegebund, von der Schweizer. Pflegerinnenschule Zürich u. a. m.

Die Krankenpflege ist ein positiver Aufgabenkreis, der selbst in unserer Zeit mit übersetzten Abschließungstendenzen, seine überstaatlichen Beziehungen beibehält. Ueberall dasselbe hehre Ziel: die Vor- und Fürsorge für den Schwachen und Kranken. Die Verhältnisse aber, in denen die Krankenpflege ausgeübt werden muß, sind entsprechend den Gegenden, ungemein verschieden. Und das ist das Lehrreiche, dieses Vergleichen und Messen der Vor- und Nachteile der dortigen Einrichtungen und Gewohnheiten im Pflegewesen mit denen bei sich zu Hause, dieses Beispielnehmen am Mut und Schritttmachen der andern, diese Stärkung der eigenen innern Haltung an der Gesinnung und Auffassung der Krankenschwester aus andern Länder mit fremder Sitte.

In zahlreichen Sitzungen und bei praktischen Demonstrationen wurden wichtige Teilgebiete der Krankenpflege mit guter Sachkenntnis behandelt, so u. a.: Das Verhältnis des Staates zur Krankenpflege und Pflegerinnenschule. Engere Zusammenarbeit der Behörden mit der Krankenpflege ist notwendig. Gesundheitspflege und Fürsorge brauchen die Krankenpflegerin. Vielerorts besteht die Möglichkeit einer Ausbildung als Pflegerin und zugleich als Fürsorgerin in einem geschlossenen Lehrplan, zur Gesundheitsfürsorgerin. Das Verhältnis der Krankenpflege zum Gesetze. Wie weit ist die Schwester als Berufsperson vor dem Gesetze verantwortlich für die auf ärztliche Verordnung ausgeführten Pflegehandlungen, ärztlichen Hilfeleistungen und für ihr persönliches Verhalten im Krankendienst? Testament beim Schwerkranken, Beurteilung der Zurechnungsfähigkeit des Patienten, Berufsgeheimnis, Schwangerschaftsunterbrechung, Schweigepflicht, Verabreichung von Medikamenten usw. Diese nicht einzachen Rechtsfragen, wofür die Gesetze noch wenig ausgebaut sind, würden einem angehenden Juristen überreichen Stoff für seine Dissertation liefern. Die Alters-, Invaliditäts- und Arbeitslosenversicherung der Krankenpflegerin ist noch gar nicht überall ideal und viele Vorschläge sind gefallen, die sicher ihre Früchte tragen werden. Der Lehrplan der Pflegerinnenschule muß anpassungsfähig sein, damit ihre Schülerin den neuen Anforderungen und Behandlungsmethoden möglichst gerüstet gegenübersteht. Die Einbeziehung der „Geistigen Gesundheitspflege" als Lehrfach in den Krankenpflegelehrplan wird befürwortet. In unsern Pflegerinnenschulen gehört die Anleitung zur Fürsorge für Seele und Geist der Kranken ohnehin untrennbar mit hinein in den gesamten praktischen Lehrstoff, weil diese Sorge um den seelischen Zustand des Patienten den ganzen Pflegedienst begleiten soll. Die Schwester aber muß genügend Zeit haben, um auf Probleme und Konflikte, die der Kranke mit der Schwester besprechen möchte, mit Ruhe und Ueberlegung eingehen zu können, anders nützt das bestausgearbeitete Lehrprogramm für psychische Gesundheitspflege nicht viel. Praktische Uebungen führten uns zur Diätkochkunst, an das Krankenbett mit Wickeln und Lagerungen und in den Wirkungskreis der Gemeindepflegerin.

Die Tagung wurde durch offiziell angekündigte protestantische und katholische Gottesdienste eröffnet, ein schöner Brauch, den wir auch bei unsern schweizerischen Versammlungen wieder etwas mehr hervorholen sollten. Die intensive Kongreßarbeit war umrahmt von Empfängen und Besichtigungen. In Paris wie auch in Brüssel sprachen Vertreter der obersten Gesundheitsbehörden offiziell zu den Schwestern. Wir waren Gäste des französischen Roten Kreuzes, des Bürgerrates von Brüssel und hatten die Freude, von der Königin von Belgien im Königsschloß Laeken empfangen zu werden. Spitäler und Anstalten öffneten uns ihre Tore, freundliche Schwestern in weltlichem und klösterlichem Gewande ließen uns lernen, aus ihren vielfach jahrhundertealten Erfahrungen und Grundsätzen. Mit dankbarem Herzen und gewissermaßen gesinnungsverbundener schieden wir von den Pariser und Brüsseler Schwestern, die unser Zusammenkommen so reichhaltig zu gestalten wußten.

Unsern Frauen aber möchten wir empfehlen, die Gelegenheit zum Besuche einer internationalen Kongresses, beruflichen oder sozialen Charakters nie vorbeigehen zu lassen. Wir bringen uns gegenseitig unser Bestes und stärken einander Gesinnung und Mut zur Weiterarbeit.

Sch. A. v. S.

Frauen und Jugendliche in der schweiz. Industrie.

Nach den Amtsberichten der eidgenössischen Fabrikinspektoren über das Jahr 1932.

Von Dora Helbing,
Adjunktin beim Eidgen. Fabrikinspektorat.

(Schluß.)

2. Die Beschäftigung jugendlicher Personen.

In welch starkem Maße die Jugendlichen, d. h. die 14—18-Jährigen in Fabriken von den Begleiterscheinungen der Wirtschaftskrise betroffen wurden, geht daraus hervor, daß ihre Gesamtzahl im Jahre 1932 gegenüber 1931 um 8400 Personen zurückging. Ihr Anteil an der Gesamtarbeiterschaft der Schweiz betrug im Jahre 1923 noch 15,4 Prozent, im Jahre 1932 dagegen erreichte er einen Tiefstand von 6,9 Prozent. Dieser starke Rückgang in der Beschäftigung jugendlicher Fabrikarbeiter wird teils auf den Geburtenrückgang im allgemeinen, teils auf Krisenerscheinungen zurückgeführt, die sich bald in einer gewissen Zurückhaltung der Betriebsinhaber bei der Einstellung Jugendlicher, bald auch in der Weise äußerten, daß bei Entlassungen vielfach Jugendliche betroffen wurden und zwar vorwiegend weibliche und ungelernte männliche Hilfskräfte.

Als positive Wirkung der Krise darf erwähnt werden, daß das durchschnittliche Eintrittsalter Jugendlicher in Fabriken sich erhöht hat; es wurden verhältnismäßig sehr wenig Kinder unter 15 Jahren in Betriebe eingestellt. Vereinzelt mußte gegen die Zulassung von Kindern unter 14 Jahren eingeschritten werden.

Die Frage der Ueberleitung und Unterbringung Jugendlicher ins Erwerbsleben wird zur schwierigen Aufgabe und erfüllt nicht allein das Elternhaus, sondern alle um das Wohl der Jugend besorgten Institutionen mit großer Sorge. Angesichts dieser schlimmen Rückwirkungen der Wirtschaftskrise auf die Beschäftigungsmöglichkeit der Jungen in Fabriken erhebe sich erneut die Frage, ob nicht die Schule die Lücke auszufüllen berufen wäre, die entsteht zwischen dem Schulaustritt und dem Eintritt ins Erwerbsleben, beispielsweise durch Verlängerung der obligatorischen Schulzeit.

Auch diejenigen, die einen Beruf erlernen wollten, fanden vielfach nur unter größten Schwierigkeiten Lehrstellen; denn viele Arbeitgeber hielten zurück in der Ausbildung von Lehrlingen, sei es, daß Veränderungen fabrikatorisch her Art im Betrieb sie an der Ausbildung weiterer Lehrlinge verhinderten, sei es, daß die Krise sie zu starken Betriebseinschränkungen veranlaßte. Es ist auffallend, daß in einzelnen Betrieben noch immer ein starkes Mißverhältnis herrscht zwischen der Zahl der beruflich ausgebildeten Arbeitskräfte und der Zahl der Lehrlinge. Diese Erscheinung mag allerdings zum Teil wenigstens darauf zurückzuführen sein, daß die Krise vielfach zu starken Personalentlassungen zwang, von denen die Lehrlinge zufolge der im Lehrvertrag festgesetzten und verbindlich erklärten Lehrzeit nicht betroffen wurden. Es wird hervorgehoben, wie viele Fabrikinhaber sich bemüht haben, ihre Pflichten als Lehrmeister auch in Zeiten schwerster wirtschaftlicher Depression so gut als möglich zu erfüllen. Viele Arbeitgeber beschäftigten sie auch nach Beendigung ihrer Lehrzeit noch weiter in ihrem Betrieb, um sie nicht der Arbeitslosigkeit auszuliefern; manchen wurde für ausgefallene Arbeitsstunden Unterricht erteilt, und in einem kleinen Betrieb der Elektrizitätsbranche zog der Vorarbeiter am freien Samstag mit den Lehrjungen zu sportlicher Betätigung aus.

Der systematischen Ausbildung von Lehrlingen wird im allgemeinen vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt. So wurden zum Beispiel gute Erfahrungen gemacht mit einer neu gegründeten Lehrlingsabteilung einer Maschinenfabrik, die als eigene Anstalt besteht, die von hierfür geeignetem, speziell geschultem Personal geführt wird, und in zwei mechanischen Werkstätten wurden Lehrlinge nach einem systematisch aufgebauten Lehrplan mit großem Erfolg ausgebildet. Verschiedene Firmen besitzen auch eigene Lehrlingsabteilungen, die nach psychotechnischen Grundsätzen geführt werden.

Leider verstummen Klagen über starke Ausnützung von Lehrlingen, und namentlich auch von Lehrtöchtern in weiblichen Berufen immer noch nicht, besonders dort, wo die Lehrlinge, bzw. Lehrtöchter in Hausgemeinschaft mit der Meisterschaft leben.

Die Beiziehung Jugendlicher unter 16 Jahren zu Hilfsarbeiten aller Art außerhalb der normalen Tagesarbeit muß immer wieder beanstandet werden und gibt vielfach auch Anlaß zu gerichtlicher Verfolgung. So werden Jugendliche immer wieder zu Reinigungsarbeiten nach Feierabend beigezogen. — Es zeugt von wenig erzieherischem Verständnis, wenn Vorgesetzte Jugendlichen häßlichste Arbeiten übertragen, um sie auf diese Weise für irgend ein Vergehen zu bestrafen.

Erfreulicherweise verzichten einzelne Fabrikinhaber freiwillig auf die Beiziehung Jugendlicher zu der Arbeitsorganisation nach dem System des zweischichtigen Tagesbetriebes, in der richtigen Erkenntnis, daß diese Arbeitseinteilung mit frühem Arbeitsbeginn und spätem Arbeitsschluß für sie von mancherlei Nachteil begleitet ist. Leider ermöglichen die gesetzlichen Bestimmungen den Ausschluß Jugendlicher von dieser Arbeitszeitorganisation nicht.

Einzelne Arbeitgeber mußten wegen Beschäftigung Jugendlicher bei Nacht bestraft werden. Verletzungen des Gesetzes dieser Art beziehen sich meist auf Ueberschreitung des 17 Uhr-Schlusses an Vorabenden vor Sonn- und allgemeinen Feiertagen. Bei verschiedenen Vorkommnissen ähnlicher Art in Unternehmen, die dem Fabrikgesetz nicht unterstellt sind, mußten auf Grund des Bundesgesetzes über die Beschäftigung jugendlicher und weiblicher Personen in den Gewerben die Kantonsregierungen einschreiten.

D. Helbing.

Die Sippe Napoleons I.

I.

Madame Mère.

Der ausgeprägte Nepotismus (Begünstigung der Verwandten) der Familie Bonaparte entspringt der Rassereinheit und gefühlsbetonten Stammeseinheit einer mit dem Heimatboden engverbundenen Sippe.

Die Bonaparte sind ursprünglich Italiener, die wahrscheinlich im 16. Jahrhundert aus der Toskana nach Korsika ausgewandert sind. Auch von mütterlicher Seite — die Ramolino kamen im 15. Jahrhundert aus Genua — empfing Napoleon italienisches Blut und seine Heimatinsel gehörte bis 1769 politisch und noch viel länger in ihrem ganzen Wesen zu Italien.

„Nach dem italienischen Charakter der Mutter muß man die Eigenart des Sohnes erklären," beginnt Stendhal die Beschreibung der Letizia Ramolino in den „Mémoires sur Napoléon". Außerordentliche Söhne sind oft der Mutter tief verpflichtet und Napoleon spricht von der seinigen im Tone leidenschaftlicher Begeisterung und größter Hochachtung.

Die beiden Familien Bonaparte und Ramolino bildeten einen kleinen Staat im Staate. Der Hausvater oder nach seinem Tod der sähigste Sohn war „chef de tribu" (Stammeshäuptling). Um ihn gruppierte sich die Familie, das Geschlecht, die Zugewandten und Freunde, die Abhängigen, wie Pächter und treu ergebene Bedienstete. Die dem kleinen Adel entstammenden Sippen lebten ärmlich, der Boden des gebirgigen, wildromantischen Korsika war karg und das Geld selten. Man lebte vom Ertrag der Oliven, Kastanien, Feigen und des Weines und bezahlte sogar die Steuern in Naturalien. Ohne stetiges zähes Bemühen gab es kein Vorwärtskommen, die Familien waren kinderreich; Unfruchtbarkeit galt als Schande.

Die vierzehnjährige Letizia Ramolino galt als das schönste Mädchen der Insel und eine gute Partie, als sie den 18jährigen Carlo Bonaparte heiratete. In den 20 Ehejahren gebar sie 13 Kinder, von denen 8 am Leben blieben, 5 Söhne und 3 Töchter. Der ehrgeizige, unruhige Gatte war stets unterwegs, sei es in Rechtsgeschäften, oder in politischen Angelegenheiten, immer bemüht, die wachsende Familie zu fördern. An den Partei- und Unabhängigkeitskämpfen Korsikas gegen das die Insel unterwerfende Frankreich beteiligte sich auch Letizia. Während sie Napoleon erwartete, mußte die Familie ins Landesinnere fliehen. Joseph, den ältesten Knaben an der Brust, folgte Letizia dem Gatten im Sattel, über Flüsse reitend, durch Schluchten, auf schlechten Pfaden, allen Strapazen Trotz bietend. Letizia war ein Naturkind, gesund, von strenger Lebensauffassung und früh gereift durch die zahlreichen Geburten. Ihr Wesen war nicht zärtlich, eher herb und nüchtern. Früh verwaist, hatte sie sich an ihren Stiefbruder Fesch, Sohn eines Baslers in genueisischen Diensten, angeschlossen, den späteren Kardinal, der ihr getreuester Gefährte werden sollte. Das Leben dieser Frau spielt sich im engsten Familienkreis ab, die Erziehung der Kinder ist sehr einfach, ihre mangelhafte Schulbildung wird ergänzt durch die praktische Kenntnis des Lebens. Die Mutter hielt auf Reinlichkeit und Sparsamkeit, die bei ihr später fast in Geiz ausartete. Nach ihrer frühen Witwenschaft (sie war 34jährig) fühlte sie die schwere Verantwortung als Haupt der Familie, bis sie Napoleon der Sorge um die Kinder enthob. Den Haushalt besorgte sie mit der Mago Saveria, die um 3 Fr. Monatslohn der Signora treu ergeben diente. Seit die beiden ältesten Söhne französische Militärschulen besuchten, anerkannte sie Frankreich als die künftige Versorgerin der Familie.

Die Beförderung Napoleons zum Artillerie-General bewog die Bonaparte zur Ansiedlung in Südfrankreich. Nach den ärmlichen Tagen folgte der jähe Aufstieg. Joseph, der Aelteste, konnte sich gut verheiraten und während des ersten italienischen Feldzuges sorgte Napoleon aufs umsichtigste für die Mutter und die jüngeren Geschwister.

Die Verheiratung Napoleons mit Josephine Beauharnais, die ohne Einwilligung des „chef de tribu" vollzogen worden war, brachte eine vorübergehende Trübung zwischen Mutter und Sohn. Die urwüchsige Korsikanerin konnte die elegante Marquise, die dem Sohn keinen Erben schenkte, nicht ausstehen. Auch die zweite Gemahlin Napoleons, die Kaisertochter Marie-Louise von Oesterreich, fand den Weg zum Herzen Letizias nicht. Ihre liebsten Schwiegertöchter waren Julie, die schüchterne Gattin Josephs und die natürliche Katharina von Württemberg, die Frau von Jérôme.

Vom Moment der Machtentfaltung an nimmt Letizia eine abwartende Haltung ein. Das Kaiserreich brachte ihr den offiziellen Titel „Mme. Mère de l'Empereur" und verpflichtete sie zu

---

sich an das ernste zarte Gesicht der jungen Altlandvögtin in Staunen und Verwunderung; aber kein häßlicher Gedanke erreichte sie.

Frau Suzanne blickte in die Gasse hinab. Der von einem feinsten Wolkengespinst umzogene Himmel schenkte keine Sonne; aber das weißliche Licht lag breit über die Dinge hingestrichen, daß alles nah und hart erschien und seltsam bunt. Grell leuchteten die farbenreichen Monturen der Soldaten, die in langen Reihen die breite Gasse säumten, und unter den Laubenbögen, wo — von der Wache zurückgedrängt — die dunkel, meist schwarz gekleidete Menge sich staute, schienen die erregten Gesichter nah und nackt hervor. Der Käfigturm, unten am Ende der langen Gasse gewaltig über den Weg gesprezt, war von Dragonern und Bewaffneten umstellt. Sie sperrten das Durchgangstor; aber kurz nach sieben Uhr schluckte dieses Tor plötzlich den ganzen Block der Reiterei ein, und gleichzeitig vernahm man von jenseits des Turmes die dumpfen Takte vereinzelter Trommelschläge, die sich langsam entfernten. Durch die Lauben hin rollte ein banges Murmeln. Die Verurteilten hatten das Gefängnis verlassen und wurden nun vorerst stadtabwärts nach dem Kreuzplatz geführt zum Lebensabspruch.

Frau Suzanne lehnte den Kopf gegen den Fensterstein und ihre Rechte umklammerte das Geländer mit solcher Heftigkeit, daß die eisernen Stäbe sich schmerzhaft der zarten Haut einprägten. Sie senkte die Lider. Ihr inneres Auge suchte, was dem äußern entzogen war: die drei Elendsgestalten, wie sie, gebrochen und verwüstet von unmenschlicher Haft, dem Mörderkasten entstiegen und nun in martervoll langsamem Zuge am Pranger dieses schonungslos grellen Lichtes und der tausend schonungslosen gerechten Gesichter stadtabwärts geschleppt wurden, dem schwarz verhängten Richtplatz zu.

Ach, der grauenhaft stockende Schlag der Trommel: jeder Schritt ... jeder Schritt ... jeder Schmach — und — Tod ... Schmach und Tod ... Schmach und Tod ... jeder Schmach — und — Tod ...

Frau Suzannes Hand sank kraftlos und feucht vom Geländer zurück in ihren Schoß. Ihr Herz, das den brechenden Schlag der Trommel aufgenommen hatte, war auf einmal zu groß, daß es die Brust sprengen wollte. Ihre Ohren klangen, und vor den gesenkten Lidern erschien, blitzartig, ein weißes, zerfetztes Gesicht.

Sie riß die Augen auf und beugte sich zitternd über das Geländer, der Menge zu.

Die Gasse, die minutenlang den Atem angehalten hatte, fing wieder zu leben an. Die stramm gerichteten Linien der Soldaten lockerten sich ein wenig. Unter den Lauben wurden Geräusche vernehmlich. Nicht mehr das unheimlich grollende Murmeln, sondern ungeordnete Laute, die alltägliche Stimme einer harrenden Menge, die sich auf längeres Warten einrichtet. Die Buben oben auf dem hohen Brunnenstock fingen an, sich um ihre Plätze zu zanken. Fenster leerten und füllten sich, und hier und da wagte es einer, an der lässigen Wache vorbei quer über die Gasse zu laufen, um sich jenseits einen besseren Standort zu erobern.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder.

Wenn wir über eine Landschaft hinschauen, — in die geöffnete Ebene, über Berge oder in die Täler — sind wir im Zeitabgelösten, Ruhenden. Die Zerrissenheit unseres gegenwärtigen Lebens, das Hasten des Bedrückten, das Gedrängtsein aller Eilenden ist ausgelöscht. Hier sind wir Einzelne, sind engbegrenztes Menschenschicksal gegenüber dem großen und langsamen Gang unserer Erde.

Erst mit dem Eintritt in menschliche Siedlung, in Hof und Dorf, wird Geschick und Zeit wieder würbar. Aber noch geht das Leben mit langsamen Schritten: es bewegt sich von Ernte zu Ernte, von einem Menschenalter zum andern. Ueber den niederen Dächern des Dorfes und dem Acker des Bauern regieren die großen Gewalten der Luft und der Erde. Der Mensch lebt nah am Boden, nah bei seinen Pflanzen und Tieren. Alles atmet den langsamen Rhythmus des naturhaften Werdens und die Ehrfurcht vor dem Vergehen. Kreuze und Heilige stehen am Wege, um die Kirche schart sich das Dorf.

Der Weg durch die Dörfer führt zur Stadt. Zeugen der Vergangenheit reden von geschichtlichen Zeiten. Aber der alte Kern wird unsichtbar unter neuen Schalen, die ihn umwachsen, Schicht um Schicht: die großen Würfelblöcke neuer Häuser, Plätze, Straßennetze, Fabriken. Und das Land weicht zurück. Ein friedliches Schlachtfeld liegt zwischen Stadt und Land der Gürtel von Laubengärten und Bauplätzen.

Am mächtigsten und erfolgreichsten kämpft die Großstadt. Sie überspannt sicher unbegrenztes Feld: Sie wächst triumphierend in den Himmel und sie wühlt sich unter die Erde. Das Gleichmaß ist dem Wechsel, die Ruhe der nie rastenden Unaufhörlichkeit gewichen. Alles steht unter dem Gesetz eines gewaltigen unsichtbaren Rades. In jedem neuen Augenblick schlägt das Schicksal einer Sekunde in das der nächsten um. Selbst die Gegenwart kann sich nicht ausbreiten. Sie schrumpft auf einen kleinen Konzentrationspunkt und Vibrationspunkt zusammen. In der Fülle ihrer unbegrenzten Möglichkeiten lebt nur die nahe Zukunft. Und ihr stürzen aus Elend und Reichtum die Wünsche entgegen.

*

Seltsam und schön in dem Wechsel der Bilder ist immer wieder der Eindruck: niemand steht so in sich selbst ruhend und doch ganz an seine Umgebung gebunden wie die Kinder. Sie sind noch eingebettet in die Umwelt. Du kommst aus Land oder in eine Stadt — sie sind wie der letzte Strich, ein warmer Ton in deinem Reisebild. Du trifffst sie: ganz und gar der langsame Pulschlag gemächlichen und tiefwurzelnden Wachsens oder sie gehen schnell als eine Augenblickswelle im großen Strom vorüber; immer ein wenig ergreifend in dem großen Einklang von Geschöpf und Umgebung, in dem Ausgeliefertsein an den Boden, aus dem sie wachsen, und dem Geschehen, das an sie herantritt.

*

Das Tessin im Nachsommer, wenn die ersten Trauben reifen, sah ich nie so vollendet als damals: eine Weinbergsteige, schmaler Pfad mit Geröllsteinen und wucherndem Unkraut; zur Linken, über der niederen Mauer, Weinberge zur Höhe ansteigend; zur rechten der Abhang mit Obst und Gärten bis zum See hin geneigt. Und in silberner Fläche das Spiegelbild von Hügeln und Wäldern, die den ersten bunten Schimmer vom wartenden Herbst haben.

Auf dem schmalen Weg kommen mir zwei Kinder entgegen in kleinen buntgeflickten Kitteln, nußbraun an Gesichtern, Armen und Beinen und wo sonst

einer [illegible]lichen Hofhaltung. Doch die Kaisermutter, welche sich in Hofkreisen beobachtet und verspottet wußte, die des Französischen kaum mächtig war, hielt sich stolz abseits und ließ sich vom Glanz und der Ueppigkeit nicht blenden. Sie blieb einfach, legte den größten Teil ihres Einkommens beiseite und ihre skeptische Haltung gegenüber dem Prunk des jungen Hofes ist durch das Wort „pourvou (pourvu) que ca doure" (dure) bekannt. Die Familienmutter ist für die Zukunft bedacht und auf jeden Rückschlag gefaßt.

Nach dem Sturz Napoleons erfolgte ihre Uebersiedlung nach Italien, wo Papst Pius VII. sie gastfreundlich empfing. Der Aufenthalt auf Elba und ihre letzte Reise nach Frankreich während des Kaiserreiches der 100 Tage bringt sie ihrem unglücklichen Sohne innerlich noch näher.

Ihre Petitionen an die verbündeten Mächte England, Oesterreich, Rußland und Preußen um Unterstützung oder Besuch des Gefangenen auf St. Helena wurden abschlägig beschieden. Doch erlaubten ihr die reichlichen Ersparnisse, ihre andern Kinder, die ehemaligen Herrscher von Napoleons Gnaden, zu erhalten. Bald wurde die Familie durch Todesfälle heimgesucht. Besonders schwer traf sie der Verlust Napoleons 1821 und der Tod ihres Enkels, des Königs von Rom, der 1832 als Herzog von Reichstadt am österreichischen Hof starb.

Als sie der Historiker Capefigue 1835, ein Jahr vor ihrem Tode, besuchte, hatte er den Eindruck, daß Letizias ungebeugter Kopf einer „antiken Kamee der Kaisermutter Agrippina" ähnlich sah, so klar, ernst und ausgeglichen war ihr ungewöhnliches Antlitz.

II.

Die Schwestern.

Die älteste Schwester Marianne war das einzige weibliche Familienglied, das auf eine regelmäßige Schulbildung Anspruch erheben durfte. Sie besuchte das von Mme. de Maintenon gegründete Institut St-Cyr, wo sie eine Freistelle hatte. 1792 wurde die Schule aufgehoben und Napoleon, der sich „Bruder und Vormund des Fräuleins" nennt, holt sie ab. In Toulon und Marseille führten Mutter und Schwestern ein kümmerliches Dasein, bis durch die erfreuliche Wendung und den rapiden Aufstieg des Bruders die Familienverhältnisse vollkommen geändert wurden. Marianns Gatte, der korsikanische Offizier Baciocchi, unterwarf sich ganz dem Willen seiner klugen Frau, die von allen Schwestern dem großen Bruder am meisten an Unternehmungsgeist und Tatkraft glich. „Sie sprach laut und gebietend, ihre Bewegungen waren heftig, sie schien zum Soldaten geboren." Seit Napoleon Erster Konsul war, nahm sie den Namen Elisa an und eröffnete einen literarisch-politischen Salon in Paris. 1805 verkündete der Kaiser im Senat, daß er Elisa als erbliche Prinzessin in Piombino eingesetzt habe. Sie fand „die Krone zu klein für ihr Haupt" und der, seiner Familie allzu willfährige Bruder rundete ihr „Herrschaftsgebiet" durch die Verleihung von Lucca und der Toscana gebührend ab. Die Freude Elisas am Regieren und Kommandieren war offensichtlich; ihr Hofstaat und ihre Truppenrevuen en miniature waren eine getreue Kopie des Vorbildes in den Tuilerien.

Auf der Flucht vor den englischen Truppen, die sie nach der Abdankung ihres kaiserlichen Bruders aus ihrem Fürstentum verdrängten, gebar sie einen Knaben, „im Moment, wo ein Thronerbe nicht mehr nötig war". Als Gräfin Campignano starb sie 1829 am Fieber in ihrer Villa Vincentini bei Triest, erst 42jährig.

Galt Elisa als Schöngeist der Familie, so darf Pauline mit Recht die Schönheit genannt werden. Sie ist die Lieblingsschwester des Kaisers. Er verheiratete sie, die nur auf Vergnügen und Genuß bedacht war, mit General Leclerc. Pauline begleitete den Gatten auf seiner militärischen Mission nach der Kolonie San Domingo und kam als Witwe zurück. Ihre zweite Ehe mit Prinz Camille Borghese machte sie vollends zur Gesellschaftsdame, die mit Wollust im Wirbel der unaufhörlichen, glänzenden Feste des 1. Kaiserreiches untertauchte. Obwohl Prinz Borghese ihr ein fürstliches Dasein im Familienpalais in Rom bieten konnte, verlangten ihre unstillbaren Wünsche nach einem eigenen Herrschersitz. Napoleon verlieh ihr den Vasallenstaat Guastalla bei Parma. Am ungebundenen fühlte sie sich in ihrem luxuriösen Palais im Faubourg St. Honoré in Paris, wo ihr freies Leben bald die chronique scandaleuse der Pariser bereicherte. Doch immer wieder verzieh Napoleon der schönen Fehlbaren. Die Katastrophe des Kaiserreiches traf sie in Südfrankreich. Pauline ist die einzige Schwester, die mit der Mutter, Signora Letizia, dem Bruder nach Elba folgte und den vom Kaiser so großmütig geschenkten kostbaren Schmuck dem Gestürzten zur Verfügung stellte.

Leichtfertig, aber nicht ohne Genüt, genußsüchtig und doch des Opfers fähig, wie ein schöner, bunter Schmetterling, flattert sie im Glanze des Empire und sinkt bei seiner Zerstörung in die Nacht zurück. Der Bildhauer Canova hat ihre aphroditische Anmut verewigt. 1825 ist Pauline in Florenz gestorben, ihr letzter Blick soll — dem Spiegel gegolten haben.

Als „ehrgeizig und herrschsüchtig" wird die jüngste Schwester Napoleons, Annunziata, von den Zeitgenossen charakterisiert. Der Bruder vermählte sie mit dem prachtliebenden, flotten Reitergeneral Murat, und Caroline, wie sie sich nun umtaufte, führte ein großes Haus, da ihr Mann zum Militärkommandanten von Paris ernannt wurde. Was das frische Bild der jungen Frau häßlich verdunkelt, ist der Neid auf die angeheiratete Familie Napoleons, die Beauharnais, gegen die sie einen unerbittlichen Krieg führt. In der Frage der Nachfolge des kinderlosen Kaisers wetteifert sie mit dem Bruder Louis und der Schwägerin Hortense (Mutter Napoleons III.) um die Gunst des Monarchen.

Murat wird Marschall des Empire. Caroline „kaiserliche Hoheit" und der Freigebigkeit des Kaisers verdankte das stets unzufriedene, immer neue Ehren und Besitztümer begehrende Ehepaar das Großherzogtum Cleve und Berg am Niederrhein und später den Thron von Neapel. Caroline wurde auch die Ehre zuteil, die zweite Frau Napoleons an der österreichischen Grenze in Empfang zu nehmen. Während des russischen Feldzuges war Caroline Regentin in Neapel und unterhandelte mit den gefährlichsten Feinden ihres besiegten Bruders, den Engländern, von deren Gewogenheit die Erhaltung ihrer Herrschaft in Süditalien abhing. — Die schwankende Politik Murats und sein Verrat an Napoleon ist das Werk Carolines. Murat unterlag bei einem verfrühten Versuche, Neapel wieder zu gewinnen, der Uebermacht der Oesterreicher und wurde 1815 standrechtlich erschossen. Seine Witwe, die sich Gräfin Lipona nannte, lebte noch bis 1839 in Florenz und starb an dem gleichen Leiden, dem ihr kaiserlicher Gönner erlegen war, am Magenkrebs.

Trotz des krassen Undankes und ernsthafter Schwierigkeiten, die ihm Brüder und Schwestern bereiteten, bleibt Napoleon den Seinen herzlich verbunden. Sogar sein Feind, der österreichische Minister Metternich, bezeugt: „Napoleon avait un grand faible pour sa famille". Auch wenn es ihn mehr Mühe kostete, seine Sippe als das ausgedehnte Empire zu regieren, fühlte er sich ihr doch durch das Blut, die Tradition und die gemeinsame Lebensanschauung aufs innigste verwandt.

Rosa Schudel-Benz.

Ein Bild aus den Bergen.

In Turbachtal ob Gstaad fand dies Jahr wieder eine „Heimatwoche" statt. Davon wollen wir ein andermal berichten; hier möchten wir einige Eindrücke festhalten, die uns ein Abend im Kirchlein zu Saanen vermittelt hat, zu dem die Turbacher als Gäste geladen waren.

Den Rahmen für die Veranstaltung bildete das eigenartige, freskengeschmückte Kirchlein, die Veranstaltung selber war die Jahresfeier des Jugendhilfsbundes. Es fehlt bei uns ja nicht an Jugendbünden der Guttempler, der Blautreuler, der verschiedenen Sekten und einzelner politischer Organisationen. Die Kirche dagegen ist der Ort, dem die Jugend etwa am Sonntag in der Kinderlehre ihren Pflichtbesuch abstattet, an dem sie sich aber kaum heimatberechtigt vorkommt. Anders in Saanen. Da durften wir Zeuge sein, wie der Pfarrer selber die Jugend in einem Jugendhilfsbund sammelt, sie betreut und so den lebendigen Kontakt zwischen Kirche und Jugend zu schaffen weiß, den man für beide Teile sehnlich wünscht.

Das Programm, das ein sonntägliches Meitschi uns beim Eintritt reichte, enthielt eine große Zahl von Nummern, hauptsächlich musikalische Darbietungen, dann aber auch Dinge, wie „Begrüßung", „Jahresbericht", „Schlußwort". „Da wird der Pfarrer zu Wort kommen", dachten wir, und freuten uns, denn es ist immer ein Genuß, Otto Lauterburg zuhören zu dürfen. Aber wir hatten uns getäuscht. Begrüßt wurden wir einmal von der ganzen Kinderschar in einem schönen Willkommkanon, dann von einem Bürschchen, das sich hinter dem Taufstein auf eine Kiste schwang und in unverfälschter berndeutscher Prosa den Willkommgruß wiederholte und weiter ausführte. Und der Jahresbericht? Dieses mal steht ein etwas älterer Bub auf der Kiste und berichtet wiederum in seiner schönen Heimatsprache, über den Jugendhilfsbund, über seine Mitglieder, seine Kasse (bis auf die ungeraden Rappen hatte er die Beträge genau im Kopf), über die Monatsversammlungen, den Okarinachor und allerlei musikalischen Uebungen, ferner über die Weihnachtsbescherung alter, einsamer Leute, die der Jugendhilfsbund alljährlich durchführt. Er erwähnte auch, daß die Kasse besonders belastet worden sei, durch den Ankauf von allerlei Instrumenten, die man für die Kindersinfonie gebraucht habe, und ließ dabei jedes der neu erworbenen Instrumente durch die Spieler vorführen. Wir konnten feststellen, daß große Vorbilder bis ins Saanenland hinauf wirken: gerade so pflegt Felix Weingartner in den Basler Jugendkonzerten den Kindern die einzelnen Instrumente des Orchesters vorzuführen!

Zwei Preisfragen waren dem Jugendhilfsbund im vergangenen Jahr gestellt worden. Die eine lautete: Wann bin ich ein rechter Jugendhilfsbündler, eine rechte Jugendhilfsbündlerin? Jetzt steht ein etwa 14jähriges Mädchen hinter dem Taufstein und erzählt vom Ergebnis dieses Wettbewerbes. Es hat nach bestimmten Gesichtspunkten allerlei treffende Aussagen zusammengestellt; sie beziehen sich auf das Verhältnis des Jugendbündlers zum Alkohol, auf sein Verhalten auf der Straße, zu Hause, in der Schule, gegenüber den Alten. Es kommen da kräfe Sätze vor wie etwa der folgende: „Ein rechter Jugendhilfsbündler gehorcht seinen Eltern immer, welches sehr schwer ist!" — Etwas später berichtet ein anderes Mädchen über die Bilder, die als Preise beim Wettbewerb verteilt worden sind: in wenig Worten schildert es sie so gut, daß man mehr als eines davon sofort erkennt.

Und auch die übrigen Darbietungen: die eines Okarinachors, eine Rezitation, Lieder und Kanons, die Kindersinfonien von Romberg und Handn werden ganz oder fast ganz von den Kindern bestritten. Und als in einem schönen Konzert für 4 Violinen von Telemann 4 erwachsene Geiger auftraten, da war die Jugend wenigstens zur Hilfe herbeigezogen, indem zwei der vier Stimmen durch ein kleines und ein ganz kleines Geigerlein verstärkt wurden. Einen besondern Erfolg hatte der Okarinachor, und das war nicht zuletzt dem jüngsten Mitglied des Jugendhilfsbundes zuzuschreiben, einem etwa 6jährigen Bürschlein (sonst ist das Mindestalter der Mitglieder 9), das den größern Brüdern das Okarinaspiel abgeguckt hatte und nun mit großem Eifer mitblies, obschon die Hände das Instrument kaum umspannen konnten. Nach dem Gebrauch versorgte das Bübleln sein Instrument jeweilen mit echt bernischer Bedächtigkeit in seinem Hosensack, oben daß dieses aufnahmefähige Behältnis deswegen unsiemlich hervorgestanden wäre.

Wenn ein Junge in seinem Schlußwort sagte: „I hoff, es heig euch gfalle", so ist diese Hoffnung wohl bei der ganzen großen Zuhörerschaft in Erfüllung gegangen. Was die Schreiberin besonders bewegte, war das Erlebnis, wie sich da echtes Führertum kundgab. Das „Führertum" ist ja heute an der Tagesordnung. Wie es aber verstanden wird, sieht es in dem Führer denjenigen, der einer Gruppe Menschen als Held vorangeht, ihnen das Denken, die Entscheidung abnimmt, sie seinen Zielen — die Ziele mögen gut oder böse sein — gefügig macht wie ein Musiker sein willenloses Instrument. Dem gegenüber fanden wir in unserm Bergdorf jenes Führertum, das nichts anderes sucht, als die Geführten zur Führung ihrer selbst zu erziehen und sich selber überflüssig zu machen. Angesichts der heutigen Verwirrung der Begriffe wurde uns dieses schöne Erlebnis echten Führertums zur Verheißung.

G. G.

Wenn wir sie ernst nehmen könnten!

M. S. G. Das ist ein Stoßseufzer, den die Pfarrämter von nah und fern des öftern ausstoßen, wenn sie zum zehnten oder zwanzigstenmal im Tag einen Alleinstehenden, einen Handwerksburschen oder Durchreisenden, der um Arbeit hat, abgefertigt haben. Wenn wir doch diese Bitte um Arbeit ernst nehmen könnten und dann nicht einen elenden Gutschein oder ein paar Rappen geben müßten, die den Empfänger zum Bettler erniedrigen und doch nicht helfen.

Eine mutige Frau in Zürich, Fräulein V. D. M. **R. Guttnecht**, die neben der stadtzürcherischen Obdachlosenherberge wohnt und daher von den „guten Kunden" besonders aufgesucht worden ist, hat eine Rechnung gemacht. Sie sagte sich, wenn ein um Arbeit Bettelnder seinen Spruch im Tag nur 4—6 mal einem Pfarrer oder einer Privatperson vorträgt und jedesmal 50 Rappen erhält, so bezieht er so viel, wie ein Bauernknecht an Barlohn. Dies aber, ohne zu arbeiten, ohne irgendwo sich nützlich zu machen, ohne ein Heim zu haben. Sollte es nicht möglich sein, die Pfarrämter und Geldgeber zusammenzubringen, sie zu bitten, das Geschenkgeld in eine gemeinsame Kasse zu geben, dem einzelnen Bettler diesen Lohn zu geben, wenn er bei einem Bauern, für die Gemeinnützigkeit usw. Arbeit geleistet hat? So würde das Geld doch etwas ausrichten. Es würde bedrängten Bauern und Anstalten helfen. Es würde den Arbeitsuchenden ein Heim und die Erfüllung ihres Wunsches bringen. Die Gabe würde zum Segen und nicht zum erniedrigenden Fluch. Die Bettler, die nicht Arbeit wollen, aber könnten leicht erkannt und ausgeschaltet werden.

Die Rechnung und der Vorschlag sind in der Stadt Zürich auf guten Boden gefallen. Der städtische Pfarrkonvent hat die „Landeskirchlichen Arbeitskolonien Zürich", Untere Zäune 1, Zürich 1, gegründet. Diese geben Zuweisungskarten aus. Kommt nun ein Bittsteller zum Pfarrer, oder an die Privattüren, so erhält er weder Geld noch Gutschein, sondern eine Arbeitszuweisungskarte. Mit dieser Karte kann er sich auf dem Büro melden, erhält dort genaue Anweisungen und ein Bahnbillet zur Arbeitsstätte. Dadurch, daß die Zuweisenden an das Werk bestimmte Beiträge zahlen, ist es möglich, während 2 Monaten den Barlohn zu übernehmen, während der Bauer oder die Anstalt den Arbeiter an ihren Tisch und in ihr Haus aufnehmen, ihn wieder an die Arbeit stellen und zu einem nützlichen Menschen machen. Wie die Erfahrung zeigt, ist es dadurch möglich, eine ganze Reihe von arbeitsscheuen und entwurzelten Elementen wieder tüchtig zu machen.

Während den etwa 8 Wochen seit der Gründung der Landeskirchlichen Arbeitskolonien sind etwa 200 Namen in unsere Listen eingetragen. Davon melderen sich 49 nicht zur Arbeitsvermittlung, müssen also als Bettler angesehen werden. 107 konnten vermittelt werden. Allerdings traten auch von diesen 24 die Arbeit nicht an. Volle 83 aber fanden Arbeit. Sie hielten sich mit wenigen Ausnahmen sehr gut. Einige bekamen durch uns eine Dauerstellung, nachdem sie sich einige Wochen bewährt hatten.

Wenn wir daran denken, daß eine verschüttete Kiesgrube wieder flott gemacht werden konnte, einem Bergbauern zwei Juchart Land gerodet werden konnten, eine neue Siedelung gefördert, eine verstockte und überwucherte Alp instand gestellt wurde, und überdies eine Reihe von Schuldenbauern eine Landwirtschaftshilfe erhielten, so sind wir wohl berechtigt, der zunächst als Versuch unternommenen Einrichtung zu gratulieren und ihr vollen Erfolg zu wünschen.

Carlmax Sturzenegger.

Ein internationales Frauensekretariat in Genf.

Getreu seiner Tradition, wird der Internationale Verband für Frauenstimmrecht wiederum während der nächsten Session der Völkerbundsversammlung ein temporäres Sekretariat in Genf unterhalten. Es wird in den gleichen Räumen untergebracht sein, wie die internat. Frauenkommission für Abrüstungsfragen. Das Bureau wird am 18. September, also 8 Tage vor Beginn der Völkerbundsversammlung geöffnet (Quai du Mont-Blanc 25). Es steht allen Frauen, die sich für die Arbeit interessieren, offen und die dort anwesenden Sekretärinnen werden gerne jede mögliche Auskunft und Erleichterung für Besucherinnen bieten, die in den kommenden Konferenzwochen Genf aufsuchen werden.

Kleine Rundschau.

Stipendiumsmöglichkeit für Theologiestudentinnen.

E. B. D. Bei der Langstiftung des Schweiz. Vereins für freies Christentum gingen von 96 Theologiestudierenden und 15 Gymnasiasten Gesuche um Stipendien ein, wobei die große Zahl der ausrückenden Gymnasiasten auffallen mußte und beweist, daß sich wieder ein stärkerer Zug zum Theologiestudium bemerkbar macht. In Zukunft werden auch an weibliche schweizerische Studierende der Theologie Stipendien entrichtet, sofern dadurch die männlichen Anwärter nicht zurückgesetzt werden müssen.

Ritter der Ehrenlegion.

Die französische Schriftstellerin Colette ist mit dem Kommandeurkreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet worden. Sie ist die zweite Frau, der diese Auszeichnung zuteil wurde. (fkp.)

Im Zeichen des dritten Reiches.

E. B. D. Die Ergebnisse der deutschen Kirchenwahlen zeigen, daß den neuen Gemeindekörperschaften weniger Frauen als bisher angehören. In den ländlichen Gemeinden war ihr Anteil an den kirchlichen Vertretungen schon bisher sehr gering, aber auch in den Großstadtgemeinden sind unter den neugewählten Gemeindekirchenräten sehr viele, die überhaupt keine weiblichen Mitglieder mehr aufzuweisen haben.

---

noch etwas von ihnen hervorschaut. Zwei Paar große schwarze Augen sehen mich an wie junge Waldtiere, erstaunt und Einsamkeit gewohnt. Jedes Kind hat eine mächtige Traube in der Hand. Wie sie mich sehen, halten sie an. Sie weichen nicht aus und der Weg ist schmal. Ernst und scheu stehen sie, ganz versunken in Anschauen. Ich habe eine verletzte Hand, die ich mit ihrem Verband in einer Schlinge trage; das sehen sie mit erschrockenen Augen an. Wie ich ihnen so gegenüberstehe, einen Schritt vor ihnen, hebt erst die Größere und dann die Kleine still und mütterlich die große Traube in die Höhe, mir zum Troste hin. Und ich muß sie nehmen.

Kleine gute Tessiner, ihr beiden Braunen. —

Entfernt von stillem Wachsen und Gebeihen ist in meiner Erinnerung das erschütternde Bild eines anderen Kindes: eine tiefe Passage im Untergrundbahnnetz einer europäischen Weltstadt. Die bekannte, zumal am Ende des Sommers süßlichwarme Atmosphäre und viel menschlicher Dunst. Der Großstadtstrom, der untergetaucht ist, um schneller vorwärts zu kommen und wieder hinaufzusteigen in den unvergleichlich leuchtenden und milden Spätsommertag.

Aus einem verschatteten Winkel des Ganges tritt eine Frau auf mich zu, sie hat ein Lumpenbündel in den Händen. Und in den Lappen liegt ihr Kind. Wie ein kleines unterirdisches Geistchen aus den Gängen einer Unterwelt sieht es aus; arm, verkommen, ausgezehrt, ein greisenhaftes Wesen. Mit seinem Elend betteln sie da ein paar armselige Münzen zusammen.

Unglücklicher kleiner Weltstadtbürger, der sein warmes Nest nicht gefunden hat auf dieser Erde. —

Oder ich sehe die süddeutsche Kleinstadt vor mir. Der Morgendunst eines Hochsommertages liegt über der stachen Talmulde. Fachwerkgiebel und neue Dächer blitzen in der Sonne. Jenseits, an der Talöffnung Fabrikgelände und gleißende Schienenstränge; diesseits ein bescheidenes Häuflein alter Bauernhäuser mit krummen Dächern und engen Höfen.

Auf der stillen Straße vom Dorf herauf kommt ein alter Bauer, barhaupt, Hacke auf der Schulter, das Eßgeschirr am Arm. Er geht im bedächtigen, festen Bauernschritt. In geringer Entfernung hinter ihm drein ein kleines Echo seiner Erscheinung: ein Bürschchen von etwa vier Jahren. Kein Zoll an dem Kleinen, der an Haltung und Gebärde von dem Großvater abweiche. Bedächtig zieht er seine Kinderschritte in die Länge und hält den Kopf voll Ernst ein wenig vorgebeugt. Einen Stekken trägt er auf der Schulter wie der Weißbaarige seine Hacke. Sachte schwingt hin und her bei jedem Schritt das kleine Eßgeschirr.

Nun sind sie bei mir. Der Alte schaut auf und der Junge schaut auf. Ein tiefes „Grüß Gott", ein helles hinterdrein. Dann richtet der Bauer den Blick wieder gradaus und unbewegt und bieder tut der Kleine wie er.

Ich schaue ihnen nach solange mein Blick sie erreicht. Sie steigen den Hügel hinauf in den Morgen. Die Sonne liegt auf ihren Köpfen, dem weißen und dem braunen. Nun ist der Alte um die Wegbiegung verschwunden. Still geht da allein das winzige Landmännchen, mit bedächtigen frommen Schritten in den Fußtapfen seines alten Ahnen.

Dann hat auch ihn der Weg verschluckt.

Hell pfeifen von der anderen Talseite herüber die Fabrikfirenen in den Morgen.

Buchbesprechung.

Ein Büchlein, das schon im In- und Ausland weite Verbreitung gefunden hat, dem aber immer noch mehr Leser zu wünschen wären, ist das im Gotthelf-Verlag (Bern-Leipzig) herausgekommene „Ein Nazi entdeckt Frankreich" von Eitel Wolf Dobert. Nationalrat Dr. Oeri hat ihm ein warmes Vorwort und Etienne Bach, der französische Offizier, der in der Schweiz für die Völkerversöhnung tätig ist, ein anerkennendes Nachwort gewidmet. Wer die Hitler-Psychose in Deutschland verfolgt hat und an der Vernunft und Einsichtsmöglichkeit der Hitler-Anhänger fast verzweifelte, der liest das Buch von Dobert mit einem befreienden Aufatmen. Also doch! Der klare Menschenverstand ist unter all den Schlagworten und dem „Säbelrasseln" doch noch nicht ausgerottet und der Drang, die Wahrheit zu entdecken, auf eigene Faust und mit eigener Verantwortung, in unserer Jugend, die sich so gern führen und verführen läßt, noch immer vorhanden. Dobert besitzt Mut, den Mut einer Sache bis auf den Grund zu gehen und dann seiner besseren Einsicht auch zu folgen. Er läßt sich nicht überreden, aber überzeugen und er lernt auf das seichte Glück verzichten: mit der Herde zu marschieren und sich geborgen und getragen zu wissen von dem Gedanken „Vorder- und Hintermann denken gleich wie ich". Man muß es lesen wie er in diesen Tagebuchblättern von seinen Erlebnissen erzählt. Wie entsetzlich schwer die Arbeitslosigkeit auf ihm lastet und wie er mit der größten Freude eine Stelle als Kuhknecht in der französischen Schweiz annimmt, er der Sohn aus aristokratischer Familie. Dobert kennt keinen Standesdünkel dafür aber eine fanatische Vaterlandsliebe. Langsam erst lernt er einsehen, daß die Idee der „Menschheit" höher steht als der doch immer begrenzte Begriff des „Vaterlandes" und Etienne Bach ist ihm der erste Wegweiser hiezu. Die Vernunft allein gebietet ja schon die Versöhnung der Völker, denn kein Volk kann ohne das andere bestehen, am wenigsten Frankreich und Deutschland. Dobert merkt, daß die Vorurteile auf beiden Seiten das größte Hindernis zur Verständigung sind, das Einander-nicht-Kennen und nicht-kennen-wollen. So erfaßt er die Gelegenheit, nach Frankreich zu kommen und es von Süden nach Norden, von Westen nach Osten zu durchstreifen, mit wahrem Feuereifer. Denn er will die Wahrheit wissen über das „feindliche" Volk. Er gewinnt Kontakt mit allen Klassen und Schichten des französischen Volkes, mit Bauern und Arbeitern, Studenten, Gelehrten und Industriellen und er ist erstaunt, die wahre Gesinnung Frankreichs, die ihm seine Parteigenossen vorenthalten haben, zu entdecken: nämlich den französischen Friedenswillen, die Bereitschaft zur Verständigung aber auch die Angst vor jenem Deutschland Hitler's, das eine ständige Drohung für Frankreich bedeutet. Dobert sieht nun seine Aufgabe darin, Frankreich aufzuklären, in was für einer Not sich das deutsche Volk wirklich befindet und andererseits Deutschland die wahre Gesinnung Frankreichs begreiflich zu machen. Und er faßt diese Aufgabe mit so viel Mut und Zuversicht und unerschütterlichem Glauben an die Zukunft, an die gemeinsame Zukunft beider Länder, an, daß es ansteckend wirkt und auch wir die Pflicht fühlen, an dieser Aufgabe, wie wir es eben vermögen, mitzuarbeiten und vor allem: auch wir glauben wieder, daß eine Verständigung zwischen den Völkern doch noch möglich ist, wie trostlos es auch heute aussehen mag.

B.

Die Sterblichkeit unter den Frauen in England.

An der Jahres-Generalversammlung der englischen Arbeiterpartei, sprach der Gesundheitsminister von der großen Sterblichkeit, welche unter den Frauen als Kindbetterinnen existiert und von den Maßregeln, die zu ergreifen sind, um diesem traurigen Zustand abzuhelfen. Er erklärte, daß in keinem Handwerkerstand, nicht einmal bei den Grubenarbeitern, die Sterblichkeit solche Ziffern erreiche, wie bei den Müttern. Jedes Jahr sterben mehr als 3000 Frauen als Kindbetterinnen in England. Es ist daher dringend notwendig, daß strikte Maßnahmen unternommen werden, um den Arbeiterinnen vor, während und nach dem Kindbett die nötige Pflege zukommen zu lassen. Es ist Sache des Staates, sich mit diesen Maßnahmen zu beschäftigen.

S. F.

Vom Wirken unserer Vereine.

Schweizer Verband Volksdienst.

Der Schweizer Verband Volksdienst (S. V.) hielt in den Tagen vom 4.—12. August auf der Luziensteig zum 12. Male seine traditionelle große Jahreskonferenz ab, an der außer den Leiterinnen und Leitern seiner Beratende und der Zentralleitung auch die meisten Mitglieder des Vorstandes und verschiedene Gäste teilnahmen. Die Teilnehmer finden jeweils Unterkunft und Verpflegung in den Räumlichkeiten der alten Festung, die oberhalb Maienfeld am Fuße des Falknis mit ihren Wällen und Gräben, Türmen, Mauern und Toren den uralten Paßübergang zu sperren bestimmt war, herrlich in Wälder und blumige Bergwiesen eingebettet liegt und heute friedlicheren Zwecken dient.

Im Mittelpunkte der Tagung standen zwei Referate von Herrn Prof. Dr. Hanselmann von der Universität Zürich „Psychologie des Alltagslebens" und „Umgang mit schwierigen Menschen", in denen er die Zuhörer mit praktischen psychologischen Problemen vertraut zu machen suchte.

Herr Prof. Dr. de Chasto nay aus Bern entrollte das Lebensbild einer hervorragenden Sozialarbeiterin, der Schwester Maria Theresia Scherrer, der ersten Oberin des Institutes Ingenbohl bei Brunnen, das heute seine als Krankenpflegerinnen und Lehrerinnen ausgebildeten Schwestern in alle Welt entsendet. Ferner hielt er eine Ansprache am Sonntag.

Die Herren Prof. Dr. v. Gonzenbach von der E. T. H. Zürich und Dr. med. E. Züblin Kilchberg, beleuchteten praktische, medizinische Fragen. Ersterer sprach über „Ermüdung, ihre Ursachen und Folgen und deren Bekämpfung, letzterer über „Aerztliche Ratschläge für den Alltag".

Durch Herrn Dr. E. Kull-Oettli von der Alkoholfürsorge in Zürich ließ der Verband in einem Doppelvortrage über „Neue Wege zur Nüchternheit" eines seiner Ziele zusammenfassend darstellen.

Frau Else Züblin-Spiller orientierte die Teilnehmerinnen in einem Referate „Wo stehen wir?" über die Tätigkeit des Verbandes und seine nächsten Aufgaben und schilderte in einem weiteren Vortrage „Das Werden und den Aufbau des Soldatenwohl-Volksdienst".

Frl. M. L. Schumacher, Mitglied der Zentralleitung, berichtete mit Lichtbildern über „Ferientage in Rom".

Daneben liefen zahlreiche Gruppen- und Einzelbesprechungen über Betriebsfragen, die lebhaftes Interesse fanden.

Die Luziensteig-Tagungen des S. V. dienen nicht zuletzt auch der Pflege freundschaftlicher Beziehungen der Teilnehmerinnen unter sich und mit der Zentralleitung, wozu auch diesmal die gute Regie-verpflegung, das schöne Wetter und die wundervolle Landschaft wirkungsvoll beitrugen.

Wenn man am Schlusse der Konferenz in ausgeschlossener, harmonischer Stimmung auseinandergeht, freut man sich schon wieder auf die Zusammenkunft im nächsten Jahre. St.

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften.

Der 25. Bericht des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften zeigt, daß die Frequenz der Betriebe gegenüber dem Jahre 1931 etwas gestiegen ist. Sie weisen im Jahre 1932 eine tägliche Besucherzahl von 14,940 Personen gegenüber 14,693 im Jahre 1931 auf. Im Jahre 1932 wurde im Durchschnitt pro Gast nur noch für 80,5 Rp. konsumiert gegenüber 85 Rp. im Vorjahr. Die durchschnittliche Tageseinnahme betrug 12,026.21 Fr. An Lebensmitteln wurden u. a. verbraucht: Fleisch 105,141 Kilo, Brot 228,817 Kilo, Weggli 1,807,243 Stück, Milch 976,654 Liter und Eier 1,180,640 Stück

Auch im vergangenen Jahre veranstaltete der Frauenverein Vorträge und Zusammenkünfte für die Berufsausbildung wie auch für die Weiterbildung der Angestellten. Im Winter gaben die Küchenchefs Stunden über das Anrichten der Speisen. Ueber soziale Fragen, Literatur, Musik usw. wurden Vorträge gehalten. Das Schwesternbundfest, das am 1. Dezember letzten Jahres durchgeführt wurde, erhielt eine besondere festliche Bedeutung durch das 25jährige Vereinsjubiläum der Präsidentin Marie Hirzel. Wiederum waren viele Neuaufnahmen in die Altersfürsorge zu verzeichnen; es traten insgesamt 57 Angestellte ein, 35 Angestellte konnten diplomiert werden. Im Frühjahr legten sechs Schülerinnen ihre Prüfung als Vorsteherinnen ab.

Schweiz. Verein der Freundinnen junger Mädchen.

Aus der umfangreichen Jahresarbeit im Kt. Zürich 1932 melden wir auszugsweise:

Winterthur war in seinem Stellenvermittlungsbüro neben Placierungen viel mit Beratungen und Auskünften beschäftigt. Kinderhort, Fischschulen und Nähstuben wurden stark besucht.

Der Lokalverein Zürich (Martaverein) eröffnete eine Näh- und Wärmstube für weibliche Arbeitslose, wo dieselben Anleitung zum Flicken und Nähen erhielten und mancherlei Anregung durch Vorträge und Lektüre fanden.

Die drei Pensions- und die zwei Passantenheime, die mit ihren 200 Betten bis anhin oft nicht genügen konnten, hatten zeitweise leere Betten, und die Zahl der Verpflegungstage ist mit 59,737 hinter dem Vorjahr zurückgeblieben. Die Ursache liegt wohl teils in der Ungunst der Zeit, teils im Drang unserer Jugend nach völliger Ungebundenheit, die sie ein Zimmer und Maßzeiten nach Belieben vorziehen läßt. Die beiden Passantenheime hatten namentlich aus dem Ausland weniger Stellensuchende und Durchreisende, beherbergten dafür oft Mütter mit ihren Kindern, weil der Vater auswärts Arbeit suchte oder die Familie verarmt war.

Das Kinderheim Redlikon bei Stäfa beherbergte durchschnittlich 20 Kinder im Alter von 7 bis 16 Jahren, keine anormalen, aber solche, die aus unglücklichen Verhältnissen herausgehoben und durch Private und Behörden den Freundinnen übergeben wurden.

Das Bahnhofwerk verzeichnet 8847 Hilfeleistungen, ca. 14 Prozent Ausländerinnen. Die 4 Agentinnen begegnen vor allem jungen Mädchen, die zu früh und ungewappnet im kampfvollen Leben stehen.

Die Stellenvermittlung für Hausangestellte im Inland verzeichnet bei 1152 Stellensuchenden und 2801 Angeboten 780 Placierungen. Das Ueberwiegen der Angebote bestätigt, daß der Hausdienst ein aussichtsreicher ist. Von den 526 eingegangenen Erkundigungen lauteten 108 ungünstig, ein Beweis für die Bedeutung dieses Zweiges der Arbeit.

Die Stellenvermittlung des Auslandbüros ist leider durch die Schwierigkeit, Arbeitsbewilligung zu beschaffen, sehr erschwert. Es konnten außer in Algier fast nur noch Volontärinnen placiert werden.

Die Fürsorgestelle befaßte sich mit 558 Mädchen, von denen 139 placiert werden konnten. 198 waren reine Fürsorgefälle, für welche Placierung ausgeschlossen war. Die Mädchen waren oft schriftenlos, mittellos, ohne Effekten, körperlich, seelisch und moralisch krank, von daheim oder aus einer Anstalt fortgelaufen, durch Versprechungen von Burschen auf Abwege geraten.

Der Klub Fides (Büro- und Ladenangestellte, Schülerinnen etc. sowie der Mädchenklub Lutherstraße für Arbeiterinnen und Hausangestellte und auch die Sonntagsvereinigungen für Hausangestellte erfreuten sich großer Beliebtheit, da die Veranstaltungen in den verschiedenen Klubs sich ganz den verschiedenen Bedürfnissen anpaßten.

Von Büchern.

Ein Beitrag zum modernen „Gesinderecht".

Alltäglichste Ereignisse haben ihre juristische Seite. Auch die Arbeit der Hausfrau, ihre Fürsorge für Gatte und Kinder in materieller und geistiger Hinsicht verläuft entweder gemäß rechtlichen Normen oder verstößt gegen sie. Jeder dienstbare Hausgeist erfüllt in der Ausübung seiner Obliegenheiten rechtliche Pflichten, die aus seinem Anstellungsvertrag entspringen. Wiederum ruhen auch manche Ansprüche, welche der Arbeitnehmer im Hausdienst an seinen Arbeitgeber stellt — und wäre es „nur" der Wunsch nach guter Behandlung — auf der Rechtsgrundlage des Dienstvertrags. In einer Zeit wie der heutigen, wo der quantitative und qualitative Mangel an Hausangestellten sehr groß ist und nach Mitteln und Wegen gesucht wird, ihn zu beheben, gewinnt deshalb auch eine rechtliche Abhandlung über „das Hausangestelltenverhältnis" aktuelle Bedeutung, ganz besonders, wenn die Figur des Normalarbeitsvertrags zum Gegenstand der Untersuchungen gemacht wird wie es in der kürzlich erschienenen Zürcher Dissertation von Dr. Vera Groß der Fall ist. *

Einleitend weist die Verfasserin auf den erheblichen Anteil des Berufs der Hausangestellten an der gesamten und speziell der weiblichen Erwerbstätigkeit hin und würdigt sodann die Bedeutung des Hausdienstes in kultureller Hinsicht. Die Ursachen für den quantitativen und qualitativen Mangel an gutem Personal werden klar erfaßt und dargestellt und in einem kurzen Ueberblick verschiedene Wege zur Hebung des Hausangestelltenstandes skizziert oder angedeutet.

Da in der Schweiz Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Hausdienst nicht oder nicht genügend organisiert sind, um die Arbeitsbedingungen in einem Gesamtarbeitsvertrag festzulegen, kommt neben der gesetzlichen Regelung dem Normalarbeitsvertrag (N. A. V.) erhöhte Bedeutung zu. Ein Hauptkapitel der vorliegenden Arbeit ist deshalb dem N. A. V. als rechtlicher Figur gewidmet. Er wird als Rechtsverordnung charakterisiert und gegen Arbeitsordnung im gewerblichen und industriellen Betrieb, gegen Gesamtarbeitsvertrag und verwandte Institutionen abgegrenzt. Eine treffliche Illustration für die Entstehung eines N. A. V. bietet der Normalarbeitsvertrag für Dienstmädchen von Zürich und Winterthur. Es wird gezeigt, wie die interessierten Kreise in großen Linien allgemein verpflichtende Normen festlegen können, ohne einen großen gesetzgeberischen Apparat in Bewegung setzen zu müssen. Sehr wichtig ist es natürlich, daß solche allgemein verbindlichen Regeln ausreichend publiziert werden; denn sie gelten für jedes Arbeitsverhältnis auch dann, wenn sie der Hausfrau oder der Hausangestellten nicht bekannt sind. Eine Ausnahme besteht nur für den Fall wo schriftlich abweichende Vereinbarungen getroffen werden, z. B. über die Dauer der Freizeit oder der Ferien. In der Regel geschieht der Abschluß eines häuslichen Dienstvertrages im Kanton Zürich sonst mündlich.

Im zweiten Hauptteil werden die einzelnen Bestimmungen des zürcherischen Normalarbeitsvertrages für Hausangestellte sehr sorgfältig besprochen. Bei gelegentlichen Lücken, unklaren Formulierungen oder Unstimmigkeiten wird nach der richtigen Lösung gesucht, was im Hinblick auf die schwebende Revision des N. A. V. auch praktischen Wert hat. Ferner enthalten die zahlreichen Anmerkungen ein reiches Material für den Vergleich mit in- und ausländischem Arbeitsrecht und der einschlägigen Literatur. Der Wortlaut des N. A. V. für Dienstmädchen von Zürich und Winterthur ist im Anhang beigefügt.

Dr. N. M.

* Dr. Vera Groß: Das Hausangestelltenverhältnis mit besonderer Berücksichtigung des Normalarbeitsvertrages von Zürich und Winterthur. Buchdruckerei Berichtshaus, Zürich 1933.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, (abwesend);

Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Tel. 32,203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr. 142, Tel. 22,608.

Man bittet dringend unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden.

Noch nie hat mir ein Pudding so gemundet! Ganz einfach: 1. ist es nicht ein beliebiger Pudding, sondern ein Complet-Pudding neuartiger Zusammensetzung, dessen feines Früchte-Aroma sich auch nach Kaltstellung nicht verflüchtigt. 2. enthält er Trauben- und Rohrzucker, sowie Kalk- und Phosphorsalze, welche Knochenbau und Muskelbildung fördern.

45, 30 und 20 Cts. pro Paket. P20n

768

NAGO COMPLET PUDDING

In führenden Geschäften erhältlich. NAGO OLTEN.

Das hervorragende Nervennähr-Mittel

Elchina

In Apoth.: Orig.-Fl. Fr. 3.75
Orig.-Doppel-Fl. Fr. 6.25

G 69 P

Kochfett BELL vorzüglich

zum Kochen, Braten u. Backen

Erhältlich in allen Filialen zu billigsten Tagespreisen

P268Q

Flechten jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra"**. Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf 5.— Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus.** P 81-11 G.

Locarno — Monti

Pension Olanda (Walter) Herrl., staubf. Lage. Balkone und Loggien. Südzimmer m. fließendem Wasser. Park mit Sonnen-Bad. Pension Fr. 6.50. P 6975 O

Verkaufsmagazine in: 209-32

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

Brief einer Hausfrau

erhalten Ende Juni d. J.

Eine der vielen Stimmen aus dem Volke:

„Liebe Migros!

Wenn ich all das in den verschiedenen Zeitungen lese, was man gegen Dich schreibt, so denke ich immer eines, und mit mir tausende Frauen: laß Dich durch all das Geschrei und Gehetz **nicht** entmutigen. Immer schreiben sie von ruinierten Spezierern. Ein krasses Beispiel, wie es wieder würde, wenn die Migros verschwinden müßte, habe ich gerade am Samstag in einem Usego-Geschäft feststellen können. Um 2 Uhr frug ich nach dem Preis von Erdbeeren, es kostete das Pfund —.60. Da ich einen Krankenbesuch abstatten mußte, wollte ich die Erdbeeren am Rückweg kaufen, zu meinem großen Erstaunen kosteten sie um 5.15 Uhr —.85 das Pfund. (In dem Migros-Laden Sihlfelderstraße hatte es keine mehr.) Ich machte das Fräulein aufmerksam auf die große Differenz, erhielt eine ausweichende Antwort und kaufte dann des hohen Preises wegen keine. Warum schreien Ihre Gegner wegen der paar eingegangenen Läden? Bitte schreiben Sie einmal, wie vielen hunderten Familien mit kleinem Einkommen Sie dazu verhelfen, mit weniger Auslagen die Familie kräftiger ernähren zu können als es **vor** dem Erscheinen der Fall war. Ich könnte Ihnen an Hand von meinen seit 9 Jahren geführten Haushaltungsbüchern den Unterschied zeigen. Da hatte kein Lebensmittelverein, keine Konkordia etc. Erbarmen mit uns Schweizer-Hausfrauen, deren Männer kleine Löhne hatten und so ein allzu bescheidenes Haushaltungsgeld für Eltern und Kinder reichen mußte. Nur jene Frauen, die oft noch nachts im Bette, wenn alles schlief, rechneten und rechneten wie das Wenige einteilen, um ohne Schulden und fremde Hilfe leben zu können, jene wissen, was sie der Migros verdanken. — Wir Schweizerinnen bleiben Ihnen treu, auf uns können Sie immer zählen. Was bedeuten da im Verhältnis die paar Spezierer? Mit all den tausenden Familien, die wegen den Spezierer- und Genossenschaftspreisen vor die Migros kam, ungenügend zu essen hatten, da fand kein Mensch Erbarmen. — Wenn die Migros aufhören würde, müßten wir Hausfrauen wieder Preise zahlen, die für viele ganz unerschwinglich wären. Liebe Migros, wir halten zu Dir in guten und bösen Tagen."

„HALLOPON" das ideale Waschmittel

Reklame-Packung (125 g netto) **25 Rp.**

Das Urteil einer Kundin:

„Ihr Hallopon ist einfach großartig.... Es ist überaus preiswert, und ich bin überzeugt, daß, wer immer es ausprobiert, es stets mit Dank wiederkaufen wird.

Nicht nur, daß es für die Wollsachen brillant ist, die gut warm gewaschen werden können, in kaltem Halloponwasser lassen sich die zartesten Seidensachen waschen, ohne zu färben. Auch Shawls, Kravatten. Dann habe ich es ausprobiert für Schwämme, werden wie neu. Es ist zu empfehlen, sehr schmutzige Schwämme, und ich denke auch Pinsel, über Nacht im Hallopon ruhig liegen zu lassen, um sie dann am andern Morgen sauber ausdrücken und spülen zu können. Auch Haar-, Kleider- und Teppichbürsten werden in solcher Wäsche wie neu. Man tätschelt die Bürsten in's Halloponwasser bis sie sauber sind, dann spülen unter dem laufenden Wasserhahnen und fertig ist die Geschichte.

Es ist schon das allerbeste Waschmaterial, das mir je unter die Hände gekommen ist. Und ich staune über den sparsamen Verbrauch. Da es keine Kalkseife auslöst, werde ich es nun stets zum Kochen der Wäsche brauchen, und ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar für Ihren guten Rat. Ueberhaupt, unser Migros: Was haben wir ihm alles zu verdanken! Oh, verehrte Herren, wenn Sie auch viel Aerger und Verdruß einstecken müssen, so vergessen Sie nie, daß Ihnen viel, viel warmer Dank und Liebe entgegenströmt aus unzähligen Hausfrauenherzen. Denn Sie haben uns in schwerer Zeit das Haushalten erleichtert und verschönt. Und mit solch ehrlichem Dank an die Migros-Herren, ganz speziell an Herrn Duttwiler, verbleibe ich

Ihre

Frau Prof. B."

Neue Erbsenkonserven

Wir verkaufen nur naturelle, also ungegrünte, **nicht mit Kupfervitriol** behandelte Erbsenkonserven, was vom gesundheitlichen Standpunkt aus nur erwünscht sein kann. Der Geschmack der ungegrünten Erbsen ist hervorragend.

Erbsen, mittelfein II	1/1 Dose	**80 Rp.**
Erbsen, mittelfein I	1/1 Dose	**Fr. 1.—**
Erbsen, fein	3/4 Dose	**Fr. 1.—**
Erbsen mit Karotten	1/1 Dose	**90 Rp.**

Kaffee-Abschlag

„Bonarom", ein guter Kaffe (565-g-Paket Fr 1.—)	1/4 kg	**44 Rp.**
Brasil- (indisch-zentralamerik.) **Mischung** (420-g-Paket Fr. 1.—)	1/4 kg	**59 1/2 Rp.**

Wir empfehlen weiter:

Feine Mokka-Mischung- (305 g-Paket Fr. 1.—)	1/4 kg	**82 Rp.**
Exquisito-Mischung (270 g - Paket Fr. 1.—)	250 g	**92,5 Rp.**
Koffeinfreier Kaffee „Zaun" (260-g-Paket Fr. 1.—)	1/4 kg	**96 1/2 Rp.**

Fleisch- und Wurstwaren:

Schinken	100 g	**50 Rp.**
Aufschnitt	100 g	**45 Rp.**
Fleischkäse	100 g	**35 Rp.**
Schwartenmagen	250 g	**25 Rp.**
ff. Bündnerfleisch	100 g	**Fr. 1.20**
Spezial-Sulz-Kotelette	Stück	**75 Rp.**
Rippli, gekocht	100 g	**45 Rp.**
Mettwürste	Stück	**50 Rp.**
Mortadella di Bologna	100 g	**35 Rp.**
ff. Mailänder Salami, geschält	100 g	**55 Rp.**
Echte Bündner Salsice	Stück	**50 Rp.**
Echte Appenzeller Pantli, luftgetrocknet	Stück	**75 Rp.**
Echte Appenzeller Mostbröckli, luftgetr.	Stück	**75 Rp.**
Spezial-Touristenwurst	Stück	**75 Rp.**
ff. Berner Roheßspeck	per kg	**Fr. 4.20**
Berner Kochspeck	per kg	**Fr. 2.80**
ff. Berner Zungenwurst	per kg	**Fr. 4.—**
Berner Rippli	per kg	**Fr. 3.40**
Bauernschüblinge, zum Rohessen	per Paar	**50 Rp.**
Sauerkraut mit Würstchen u. Speck (nur in den Magazinen) gr. Büchse		**90 Rp.**
la frische-schlachtete, zarte Bratpoulets per kg		**3.55**

Touren-Proviant:

Kalif. Delikateß-Aprikosen, Fancy (625 g-Paket Fr. 1.—)	1/2 kg	**80 Rp.**
Delikateß-Pflaumen „Santa Clara", kalif. großstückige (600-g Paket 50 Rp.)	1/2 kg	**41 2/3 Rp.**
Smyrna-Sultaninen (Auslese) (625-g-Paket 50 Rp.)	1/2 kg	**40 Rp.**
Weinbeeren, kalif. Fancy (625 g-Paket 50 Rp.)	1/2 kg	**40 Rp.**
Malagatrauben, getr. „Impériaux"	1/2 kg	**50 Rp.**
Rohkostbeutel (370-g-Paket 50 Rp.)	1/2 kg	**67 1/2 Rp.**
Mischobst, kalif. (700 g-Paket Fr. 1.—)	1/2 kg	**71 2/5 Rp.**

Sirupe:

Himbeer (echt) (550 g-Flasche = 4,16 dl 50 Rp. Depot extra)	1/2 Liter	**60 Rp.**
Zitronen und Orangen (525 g = 4,04 Dzl. 50 Rp., Depot extra)	1/2 Liter	**62 Rp.**
Feinste Frucht-Caramels „Fresco-Frut" (2 Schachteln 50 Rp.)	Schachtel zu	**30 Stück 25 Rp.**
Creme-Schokolade (93—98-g-Tafel 25 Rp.)	100 g	**26 1/3 Rp.**

Statt der bisherigen Füllungen Citron und Erdbeer werden künftig folgende Füllungen erhältlich sein: Citron-Orange u. Erdbeer-Ananas.

Coupons-Einlösung

Der **Halbjahres-Coupon Nr. 1** unserer Obligationen-Anleihe von 4 1/2 %, Serie „E", ist am 15. August 1933 fällig und kann, abzügl. 2% Coupon-Steuer, mit netto **Fr. 5.50** eingelöst werden an der Hauptkasse Limmatstraße 152 (9 bis 12, und 14 bis 17 Uhr, Samstag nachmittags geschlossen) und in sämtlichen Verkaufsmagazinen.